

Erik Schinegger

Der Mann, der Weltmeisterin wurde

Meine zwei Leben

Aufgezeichnet
von Claudio Honsal

Mit 46 Abbildungen



Amalthea
Verlag

Besuchen Sie uns im Internet unter: amalthea.at

© 2018 by Amalthea Signum Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Elisabeth Pirker/OFFBEAT

Umschlagfotos: © Andreas Hochgerner (Cover), © Votava/Imagno/
picturedesk.com (Rückseite)

Lektorat: Maria-Christine Leitgeb

Herstellung und Satz: VerlagsService Dietmar Schmitz GmbH, Heimstetten

Gesetzt aus der 11,5/14,87 pt Chaparral Pro

Designed in Austria, printed in the EU

ISBN 978-3-99050-114-6

eBook 978-3-903217-12-6

Inhalt

Viel Glück, Erik! · Vorwort von Karl Schranz	7
Krampustag – ein schicksalhaftes Datum in meinem Leben	9
Portillo	19
Erik(a)	37
Mein Weg zu Gott	70
Ein ganzer Mann	74
Eine Freundschaft für zwei Leben	93
Ein Tabu ist ein Tabu und bleibt ein Tabu	99
Meine Kindheit auf dem Bauernhof	117
Als Radrennfahrer an die Öffentlichkeit	137
Vom Rennsportler zum Sportlehrer – eine zweite Karriere	156
Renate – eine Lebensliebe mit Hindernissen	169
Liebe auf den zweiten Blick	184
Wir schaffen das – ein Flüchtlingsheim in der Pension Erika	191
Erinnerungen an meine einstigen Weggefährten	198
Erik & Erika im Zeitraffer: Buch – TV-Doku – Kinofilm	207
Dancing Stars	217
Meine Reise in die Vergangenheit	232
Ein Resümee über zwei Leben	241
Bild- und Textnachweis	248
Personenregister	249

Viel Glück, Erik!

Wie die Zeit verfliegt! Über ein halbes Jahrhundert ist es nun schon her, dass ich dich als Erika kennengelernt habe. Schüchtern warst du und nicht die Schönste, aber Rennen fahren, das hast du beherrscht – runter die Abfahrtpisten ohne Rücksicht auf Verluste.

Es war nicht der Weg, sondern einzig und allein der Sieg, der dich angespornt hat, ob in Bad Kleinkirchheim oder später im fernen Chile. Es war der Skirennsport, der dich beflügelt hat, den du gebraucht hast wie die Luft zum Atmen. Das hat uns damals verbunden, ebenso wie unser Arbeitgeber Franz Kneissl, mit dessen »White Star« wir beide Goldmedaillen für ihn und für uns nach Kufstein geholt haben.

Gut kann ich mich noch an die rauschende Party in Portillo erinnern. Alle haben wir dich als Weltmeisterin gefeiert. Du hast gestrahlt und bist förmlich in den Anden-Himmel gewachsen.

Gut kann ich mich aber auch an das Jahr danach erinnern, an die Gerüchte, die wir anfangs nicht glauben wollten. Egon Zimmermann und ich haben zwar schon lange zuvor scherzhalber immer vom »Erich« gesprochen, aber angezweifelt hat wohl keiner aus dem Team, dass du ein Mädchen bist. Du warst etwas grob, du warst etwas burschikos, du warst eben ein Bauernmädel und ein Skitalent. Du hast den Frauen viele Rennen weggenommen.

Groß waren Verwirrung und Aufregung, als dein Schicksal öffentlich gemacht wurde. Noch größer war für mich allerdings das Entsetzen, als ich abseits der Öffentlichkeit erfuhr, was der ÖSV mit dir geplant hatte. Man hat damals schon nach typisch

österreichischem Motto »Es muss etwas geschehen, aber es darf ja nichts passieren!« gehandelt. Stück für Stück hat man versucht, dich behutsam aus dem Rampenlicht zu drängen, dich als Erik gänzlich verschwinden zu lassen. Du hast weitergekämpft. Du hast das gebraucht, um ein richtiger Kerl zu werden. Ich habe dich nicht beneidet und beneide dich heute noch nicht um deinen Lebensweg, der dich zur Weltmeisterin werden ließ, dann zum Mann, später zum Menschen, der sich permanent beweisen musste und muss. Nicht für die anderen, sondern für dich selbst hast du diesen steinigen Weg beschritten.

Ich wurde 1972 vom IOC von den Olympischen Spielen suspendiert und ungerechtfertigt ausgeschlossen, du 1968 durch das Leben selbst. Eine ungewisse Zukunft, eine Durststrecke zwischen den Geschlechtern, zwischen der Erziehung als Frau und dem, was du seit Langem in dir tief drin gespürt und wahrgenommen hast, folgte. Keiner kann sich diese emotionale Gratwanderung, diese Achterbahn der Gefühle, nur annähernd vorstellen – auch ich nicht.

Heute bist du Ehemann und Vater und deinem Lebensinhalt, unserem Sport, als erfolgreicher Skischulbesitzer treu geblieben. Gratulation!

Hut ab vor deinen Leistungen als Erika und tiefe Verneigung, wie du dein Leben seither als Erik gemeistert hast.

Alles Gute und viel Glück!

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Karl Schranz'. The signature is stylized and cursive, with a prominent 'K' and 'S'.

Karl Schranz

Krampustag – ein schicksalhaftes Datum in meinem Leben

Am Abend des 5. Dezembers des Vorjahrs hatte ich Tränen in den Augen. Nicht gewollt, nicht beherrschbar – ein inneres Gefühl, eine tief in mir verankerte Sentimentalität hatte Besitz von mir ergriffen. Auch mit beinahe siebzig Jahren gibt es immer wieder solche Momente, in denen sich meine Vergangenheit in mein Jetzt drängt.

Es war dieser verschneite Krampustag, an dem – wie jedes Jahr – eine schöne volkstümliche Tradition im gesamten Alpenraum und ganz besonders in meiner Kärntner Heimat für Spannung, Gaudium und Schrecken zugleich sorgt. Wilde Perchten streifen bei Einbruch der Dunkelheit mit ihren zotteligen Fellkostümen, grauenhaften Holzmasken, mit ihrem ohrenbetäubenden Kettenrasseln und den spitz zugeschnittenen Weidenruten durch unser Dorf. Ein Brauch, der seit ewigen Zeiten auch im kleinen St. Urban praktiziert wird. Wie ein Blitz sind mir an diesem Dezemberabend 2017 zwei für mein Leben prägende Ereignisse aus längst vergangenen Tagen durch den Kopf gegangen, zwei Begebenheiten, die unterschiedlicher nicht sein könnten, zwei maßgebliche Weichenstellungen für mein Leben, die mich gehörig aus der Bahn geworfen und nachhaltig geprägt haben.

Vage, aber doch irgendwie klar kann ich mich an das Jahr 1954 erinnern. Sechs Jahre alt war ich, als am besagten Krampusabend die wilden Kerle – drei an der Zahl – die Stube unseres Bauernhofes stürmten. Mutter, Vater und die Geschwister versorgten noch das Vieh im Stall oder waren irgendwo draußen unterwegs. Ganz alleine saß ich am klobigen Holztisch in der

riesigen, dämmerigen Stube, als völlig unerwartet die alte Holztür abrupt aufgerissen wurde. Von der Ankunft der wilden Gesellen hatte ich nichts geahnt, denn normalerweise kam Knecht Ruprecht nur als Begleitperson und erst am 6. Dezember gemeinsam mit dem Heiligen Nikolaus zu uns Kindern. Allein, weinend und völlig verstört ließ ich damals das nur wenige Minuten dauernde, schreckliche Prozedere über mich ergehen. Ich kauerte mich unter den Tisch, um mich dem Kettenrasseln und den ohrenbetäubenden Brülllauten der satanischen Horde zu entziehen. Endlich kam die Mutter, die durch mein wimmerndes Schluchzen alarmiert worden war, in die Stube gestürmt. Sie beendete den Spuk und warf die ungebeten Gäste raus. »Erika, musst keine Angst haben, die wollten dich nur erschrecken!« Tröstend drückte sie mich an ihren Körper.

Auch der Vater und die Geschwister eilten nun herbei und versuchten, dem weinenden Mädchen Trost zu spenden. Selbst der strenge Bauer war etwas überrascht, dass die wilden Krampusse bereits einen Tag früher ihr Unwesen auf seinem Hof trieben. Wie sich später herausstellen sollte und mir noch viel später berichtet wurde, handelte es sich bei den verkleideten Gesellen um keine mir Unbekannten. Ausgerechnet jene Mieter, denen meine Eltern die Wohnungen in unserem Gasthaus nebenan vermietet hatten, weil sie nicht gewusst hatten, wohin, hatten mir diesen schlimmen Streich gespielt. Noch heute bin ich mir nicht ganz sicher, ob sie die Lage bewusst ausgekundschaftet und nur auf den Moment gewartet haben, in dem ich mich ganz alleine in der Stube aufhielt. Oft zuvor und auch später noch versuchten mir genau diese Leute Angst einzujagen und bezichtigten mich, ein »eigenartiges Kind« zu sein. Warum, ist mir bis heute unklar. War es, weil ich immer alles besser machen wollte? War es, weil ich die aufgeweckte Tochter ihres

Unterkunft- und Arbeitgebers war? Egal, die Folgen des dramatischen Auftritts jener Krampusse für das kleine Mädchen – also mich – waren jedenfalls fatal. Sie konnten auch durch die wohlwollenden Worte und kleinen Geschenke des Nikolaus am nächsten Tag nicht mehr wettgemacht werden. Gleichsam über Nacht begann ich zu stottern.

Diese abrupt aufgetretene psychosomatische Reaktion auf den Vorfall sollte über ein Jahr anhalten. Ich besuchte also die Volksschule in St. Urban für eine Zeit lang als unsicheres, stotterndes Mädchen. In dieser Zeit begann wohl auch eine gewisse Abgrenzung der anderen Kinder mir gegenüber. Warum sich dieser Krankheitszustand ebenso schnell verflüchtigte, wie er gekommen war, darauf konnte mir selbst meine Mutter nie eine Antwort geben. Wesentlich länger habe ich mit der ebenfalls durch die Krampusse ausgelösten Angst vor Dunkelheit gekämpft. Die Toilette befand sich in unserem Bauernhaus am anderen Ende des Ganges. Allein konnte und wollte ich diese in der Nacht nicht mehr aufsuchen. Wir waren vier Kinder in einem Zimmer, und so musste meistens meine ältere Schwester Anneliese herhalten. Ich zerrte sie regelmäßig aus dem Bett und bat sie, mich sicher zum WC zu begleiten. Bis ins fortgeschrittene Teenageralter habe ich es tunlichst vermieden, in der Dunkelheit alleine unterwegs zu sein. Erst in den Tagen meiner ersten Erfolge als Skiläuferin löste sich auch dieser traumatische Angstzustand in Luft auf.

So ein lächerlich erscheinendes Krampustrauma haben wohl abertausende Kinder. »Also, was soll's?«, könnte man nun sagen. In meinem Fall hat es jedoch auch noch ein zweites entscheidendes Ereignis gegeben, das ausgerechnet wieder auf einen 5. Dezember fiel – nur eben dreizehn Jahre später.

... dreizehn Jahre später

Ihren Anfang nahm die besagte schicksalhafte Begebenheit zur Zeit um Allerheiligen des Jahres 1967. Erfolgreich hatte ich die Trainingseinheiten mit der Nationalmannschaft im italienischen Cervinia abgeschlossen. Alle Teilnehmerinnen waren schon in freudiger Erwartung und hochkonzentrierter sportlicher Vorbereitung auf die Olympischen Spiele in Grenoble im Februar 1968 – ich ganz besonders als frischgebäckene Weltmeisterin von Portillo. Ich strotzte geradezu vor Energie und Zuversicht. Da würden für mich leicht zwei bis drei Medaillen zu erringen sein. Gegen Ende des Trainingslagers nahm man an allen Mitgliedern der Damenmannschaft diverse medizinische Untersuchungen vor. Reine Routine. Schließlich wollte man ja ein gesundes Team auf Medaillenjagd nach Frankreich schicken. Bestimmt würde es vor der Abreise zu den Olympischen Spielen noch weitere Untersuchungen geben.

Was wir damals nicht wussten: Erstmals in der Geschichte des Sports wurde vor Olympischen Spielen ein sogenannter Chromosomentest durchgeführt, ein schlichter Speicheltest, wie man ihn heute in jedem *Tatort* oder *CSI-Krimi* im Fernsehen mitverfolgen kann. Als Sextest sollte diese Untersuchung in die künftige Sportgeschichte eingehen. Als notwendig empfand man sie seit den olympischen Sommerspielen in Tokio im Jahr 1964. Ebendort hatte sich der Verdacht erhärtet, dass vor allem Russland und die Oststaaten absichtlich und vom Regime wohlgesteuert »Mannsweiber«, also aufgeputschte, hormonbehandelte und übertrainierte Zwitterwesen, ins Rennen geschickt hatten. Diese weiblichen Muskelprotze stellten selbst die männliche Konkurrenz in den Schatten. Auf das UdSSR-Leichtathletik-Geschwisterpaar

Tamara und Irina Press prasselte so förmlich ein Goldmedail-
lenregen nieder.

Ein Routinetest also, der vor Olympischen Spielen von den Teamärzten nun immer durchgeführt werden musste. Nichts Besonderes, dachte ich. Selbst als ich am letzten Tag in Cervinia von Herrn Hoppichler, unserem Sportdirektor, in sein Hotelzimmer zitiert wurde. »Du, Erika, bei deinem Test hat es kleinere Probleme gegeben. Da ist noch irgendetwas unklar, aber es herrscht kein Grund zur Besorgnis«, meinte er mit unsicherer, ernster Miene. Ich wusste nicht, dass es sich um den Sextest handelte, von dem er sprach. »Du wirst im Dezember vor unserem nächsten Einsatz einen Tag früher in Innsbruck anreisen und wir werden den Test in der Klinik wiederholen. Das passt dann schon«, beruhigte mich mein Trainer Hermann Gamon und ergänzte: »... aber von diesem Gespräch muss niemand etwas erfahren – also Stillschweigen.«

Immer noch kam mir absolut nichts verdächtig oder eigenartig vor, nicht einmal, als gänzlich unerwartet unser Sportarzt und Alpinwart Dr. Sulzbacher angereist kam – meinerwegen, wie sich bald herausstellen sollte. Er war während der vorangegangenen Trainingstage nicht im Camp gewesen. »Ja, hoffentlich bin ich gesund und bleibe es auch bis zu den Olympischen Spielen«, schoss es mir durch den Kopf. All jene Zweifel und eigenartigen Gedanken, die mich in meiner Kindheit in stillen Stunden immer wieder belastet hatten, wie »Erika, du bist anders, du empfindest anders und siehst auch anders aus als der Rest der Mädchen um dich herum«, all diese verdrängten Ängste kamen just in dieser Situation nicht auf. Mein Körper war mir schon immer etwas fremd gewesen. Bei mir hatte sich nie auch nur ein Ansatz von Brüsten gezeigt wie bei meinen Kolleginnen. Ich verspürte keine Erregung, wenn ein Bursche mich berührte. An all das dachte ich jetzt nicht. Meine sportlichen Erfolge lie-

ßen mich diese unnötigen Gedanken längst gekonnt kompensieren. Es war eben so und ich akzeptierte es, zumal eine Christl Haas auch viel zu viel Muskelmasse für eine Frau hatte. Ich fand mich hübscher als sie. Immerhin war ich gut durchtrainiert und besonders begabt, was den Bewegungsablauf anging. Dem klassischen weiblichen und auch dem skifahrerischen Schönheitsideal entsprach ich natürlich nicht, dafür hatte ich gerade in Cervinia einige sehr gute Rennläufer aus dem Herrenteam deklassiert. An meiner Gesundheit konnte es also nicht liegen, so kräftig und voller Energie, wie ich war. Hatte ich das nicht bei diesem internationalen Trainingscamp allen bewiesen? Warum also den Test wiederholen? Schwamm drüber. Schließlich war ich die amtierende Weltmeisterin!

Während der Tage in der Heimat bis zum 4. Dezember arbeitete ich wie immer hart auf dem Hof mit. Jede helfende Hand wurde benötigt, zusätzlich war es ein guter Ausgleich für mich. Meine Gedanken kreisten beim Ausmisten des Stalls schon um die zeitnahen Tiroler Meisterschaften und die ersten Weltcuprennen in Frankreich. Ich fühlte mich wohl, war kerngesund und voller Tatendrang.

Dann reiste ich nach Innsbruck ab, einen Tag vor dem offiziellen Termin. Es stand ja noch der besagte Test an. Wie ein menschengewordener Packesel sah ich aus mit der ganzen Ausrüstung für zwei Wochen: Abfahrtsskier, Slalomskier, die schweren Schuhe und alles, was ich eben brauchen würde, schleppte ich in meinen VW. In der Tiroler Landeshauptstadt, dem Ausgangspunkt für alle unsere Teamfahrten, checkte ich wie immer im Hotel Sailer in der Adamgasse ein. Dieses Mal hatte man mich jedoch anders als sonst in einem Einzelzimmer untergebracht.

Der nächste Weg führte mich in die Klinik. Stundenlang wurde ich auf Herz und Nieren untersucht. Auch den besagten

Speicheltest musste ich noch einmal absolvieren. Todmüde kehrte ich abends ins Hotel zurück. Am nächsten Tag sollte sich das Skiteam sehr früh vor dem Hotel einfinden und den Bus besteigen. »Es scheint ja alles in bester Ordnung zu sein. Wir werden jetzt noch einige Ergebnisse auswerten und falls sich bis morgen früh um 6 Uhr niemand bei dir meldet, kannst du getrost mit den anderen Mädchen mitfahren. Andernfalls müsstest du nochmals auf einen Sprung in der Klinik vorbeikommen. Zur Abfahrt um 7 Uhr wärst du ganz bestimmt rechtzeitig beim Bus«, hatte einer der Ärzte bei der Verabschiedung in der Klinik gemeint. Er hatte ausdrücklich betont, ich solle darauf achten, dass das Telefon am Zimmer nicht blockiert sei. Und noch etwas hatte man mir mit auf den Weg gegeben: »Bitte, kein Wort zu den anderen Mädels!«

Natürlich schlief ich in der folgenden Nacht nicht sonderlich gut. Was konnte nur mit mir los sein, schließlich hatte man mir gegenüber nach der Untersuchungsorgie nichts Konkretes, keine Diagnose, keine Vermutung und auch keinen wie auch immer gearteten Verdacht geäußert.

Der Sextest

Der frühe Morgen des 5. Dezembers 1967: Die Koffer waren gepackt, längst war ich angezogen. Es war 6 Uhr. Es wurde 6 Uhr 15. Die Frist für den Anruf aus der Klinik war wohl verstrichen. Ich wollte mich gerade auf den Weg in die Hotellobby machen, als kurz vor halb sieben das Telefon schrillte. Unerträglich laut, lauter als sonst, kam mir dieser aufdringliche Klingelton vor. »Erika, du musst doch noch kurz in die Klinik rüberkommen«, befahl mir Professor Raas. »Ja, was ist denn los mit mir?« Meine verzweifelte, verstörte Stimme wurde sogleich durch ein »Es ist

nicht viel, aber wir wollen nur hundert Prozent sicher sein, also komm, bitte!« beruhigt. Das Taxi wartete bereits auf mich. Es war ein milder Morgen, kaum Schnee, nur die Berge der Nordkette waren leicht weiß angezuckert. Die zwei Kilometer zur Universitätsklinik erschienen mir endlos.

Im Sportinstitut wurde ich schon sehnsüchtig erwartet. In einem großen Konferenzzimmer saßen Professor Raas, der ÖSV-Präsident, der Alpinsportwart Sulzbacher, Rennsportleiter Professor Franz Hoppichler, Trainer Hermann Gamon und Charly Kahr an einem langen Tisch. Die Szenerie erinnerte mich an Leonardo da Vincis *Letztes Abendmahl*. Beim Anblick der versammelten ÖSV-Elite sackte ich völlig in mich zusammen. Später erzählte man mir, dass mein Gesicht von einer Sekunde auf die andere weißer als die Wand geworden war. Man erwähnte meine sportlichen Erfolge, lobte mich als außerordentliche Rennläuferin und betonte geradezu euphorisch, was ich denn nicht alles für den Skisport und unser Land erreicht hätte. Minutenlang salbungsvolle Worte, bis die Herrschaften – es waren ja ausschließlich Männer – ganz unvermittelt die Bombe platzen ließen: »Erika, wir sind dir sehr, sehr dankbar, aber mit dir stimmt etwas nicht. Du musst leider mit heutigem Tag den aktiven Skirennsport vorerst aufgeben!«

Wie in Zeitlupe bahnte sich das Gesagte einen Weg über meinen Gehörgang ins Gehirn. Noch ehe ich darauf reagieren konnte, wanderte schon eine vorgefasste schriftliche Erklärung mit genau diesem eben zitierten Inhalt vor meine Augen und auf den Tisch. »Brauchst nur hier zu unterschreiben, und alles wird gut werden!« Von privaten und gesundheitlichen Problemen war da zu lesen und von einem freiwilligen Rückzug aus dem aktiven alpinen Skisport. »Ja, aber was ist denn mit mir?« Unter Schock und Tränen versuchte ich, eine Antwort zu bekommen. »Es ist der Sextest, der Probleme bereitet«, wurde mir

unmissverständlich entgegengeworfen. »Und was ist los mit mir? Was passiert jetzt?« Diese Frage kam, wie aus der Pistole geschossen. Ich wollte Klarheit. »Bitte, liebe Erika, unterschreibe einfach hier. Alles andere klären wir dann später.«

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wer da tröstend und fordernd zugleich auf mich eingeredet hat. Zu aufgeregt war ich, als ich in diesem Zustand der totalen Verwirrung meine Unterschrift, mein »Erika Schinegger«, unter das Schriftstück setzte. Mein hochoffizieller Rücktritt war damit besiegelt. »Erika, du erholst dich jetzt einmal ein paar Wochen in Afrika und dann werden wir weitersehen!« Zu dieser Zeit war es die neueste Mode und absolut »in«, im Norden Afrikas Urlaub zu machen. Eigentlich wollte jeder dorthin. Es war ein Traumreiseziel. Nur, was sollte ausgerechnet ich dort? Die Wintersaison hatte begonnen und Grenoble stand vor der Tür. Die Olympischen Spiele kamen mir in den Sinn und – laut meiner letzten Trainingsergebnisse – mindestens zwei Medaillen, die ich mit links erringen hätte können. »Aber ein paar Wochen? Wie soll das gehen?« Ich versuchte, wieder um Erklärungen zu ringen, der Ernst der Situation und ihre Konsequenzen wollten immer noch nicht von meinem Verstand wahrgenommen und begriffen werden.

Wie ein Schuss vor den sprichwörtlichen Bug schlug dann die Aussage von Professor Hoppichler bei mir ein: »Schau, Erika, du erholst dich jetzt, sagst niemandem etwas und fährst auf Urlaub. Es ist doch so, wenn jemand stirbt, dann reden die Leute noch zwei Wochen nachher darüber. Dann aber interessiert das keinen mehr. Bei dir als Weltmeisterin wird man wohl drei oder vier Wochen über deinen Rücktritt reden, dann gehört auch das der Vergangenheit an.« Von notwendiger Regulierung, von einem kleinen Eingriff wurde da noch geredet und davon, dass ich dann – später, in der nächsten Saison – auch wieder Ski fah-

ren würde können, auch im Team. Nur vorerst müsse ich mich aus dem Rennsport und vor allem aus der Öffentlichkeit zurückziehen. Ich könne später wieder Ski fahren und wieder ganz vorne im Team mitmischen. Diese Aussage der mächtigen ÖSV-Herren war das Einzige, was in meine Wahrnehmung kommen wollte. Ich war beruhigt, hatte Hoffnung. Dennoch fühlte ich mich alleine, so alleine wie nie zuvor in meinem Leben. Ich musste warten, bis ich meine Stärke als Rennläuferin erneut unter Beweis stellen konnte, bis ich einen weiteren Titel erringen konnte – bei den nächsten Olympischen Spielen. Eine Welt, meine einzige Welt, war für mich zusammengebrochen an diesem 5. Dezember, dem Krampustag des Jahres 1967. An diesem Tag vor einem halben Jahrhundert war mein Leben auf einen Schlag nicht mehr das, was es bislang gewesen war. Ein für mich mehr als denkwürdiger und schicksalsträchtiger Krampustag, ein Tag, der aus meiner Erinnerung nicht mehr auszublenden ist.